

DIET EMAN
JAMES SCHAAP

WIDERSTAND GEGEN DIE
ÜBERMACHT

starkundmutig

1. überarbeitete Auflage 2022 (CLV)

(erstmals erschienen 1995 unter dem Titel *Wo alle Worte enden* in
der SCM Verlagsgruppe [R. Brockhaus], Holzgerlingen/Witten)

Originaltitel: *Things We Couldn't Say*

© der Originalausgabe 1994 by Wm. B. Eerdmans Publishing Co., Grand
Rapids, Michigan (USA)

© der deutschen Ausgabe 2022

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Martina Merckel-Braun

Übersetzung der Briefe und Aufzeichnungen von Hein Sietsma aus
dem Niederländischen: Johannes Volkert

Satz und Piktogramme: Samuel Stark, Bielefeld

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256638

ISBN 978-3-86699-638-0

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT DES VERLAGS	9
DEN HAAG 1938	10
KRIEG	28
DER BEGINN DER BESATZUNGSZEIT	45
EIN VERSTECK FÜR HEIN	63
DER RUF NACH ENGLAND	75
HERMAN	92
VATER ABRAHAM UND PIETJE	112
DIE WOHNUNG IN DER REINKENSTRAAT	132
UNTERGETAUCHT IN EINDHOVEN	150
AUF WATERGOOR	162
LEEWARDEN UND ZWIJNDRECHT	180
IM GEFÄNGNIS VON SCHEVENINGEN	204
KZ VUGHT, BARACKE 4	227
IM TAL DES TODESSCHATTENS	252
DAS VERHÖR	271
WIEDER AUF FREIEM FUSS	286
DER HUNGERWINTER	305
ZUM LETZTEN MAL ÜBER DIE IJSSEL	332
DIE BEFREIUNG	348
DAS EINSAMMELN DER SCHERBEN	363



Ems

• Leeuwarden

Friesland

Zwarte Water

• Zwolle

• Deventer

• Apeldoorn

• Barneveld

• Ede

• Arnhem

Rhein

• Amsterdam

• Watergou

• Nijkerk

• Amersfoort

• Utrecht

• Den Haag

• Rotterdam

• Waal

• Maas

• Vught

• Tilburg

• Breda

• Eindhoven

Hollands Diep

Veluwe

Ussel

Gelderland

40 km

»Dann sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn jemand mir nachkommen will, so verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf und folge mir nach. Denn wer irgend sein Leben erretten will, wird es verlieren; wer aber irgend sein Leben verliert um meinetwillen, wird es finden.«

Matthäus 16,24-25

11. Dezember 1939

Wieder ein Gespräch mit dem Doktor. Zum Schluss geht es jedes Mal um dieselbe Frage. Er sagt: »Die Kirche darf sich nicht in die Politik einmischen.« Und ich antworte ihm: »Wenn wir Christen sind und bekennen, dass Gott allmächtig ist, dann dürfen wir ihn aus keinem einzigen Bereich unseres Lebens ausschließen.«

aus dem Tagebuch von Diet Eman



Für Mark,
ohne den dieses Buch nie geschrieben worden wäre,

und für Joy
und all die Menschen, die in dieser schweren Zeit
mit mir zusammengearbeitet haben.

VORWORT DES VERLAGS

»Sollen wir Widerstand leisten oder ist die Besatzung Gottes Wille?«, fragten sich die niederländischen Christen, nachdem die Deutschen 1940 das Land besetzt hatten. »Kann man sich der Obrigkeit einfach widersetzen?« Für Diet Eman und Hein Sietsma war die Sache klar: Eigentlich war Königin Wilhelmina das von Gott eingesetzte Oberhaupt. Für die Befreiung der Niederlande zu kämpfen und der deutschen Besatzungsmacht die Stirn zu bieten, erschien ihnen erste Bürgerpflicht – und auch ihre christliche Verantwortung, nämlich dem menschlichen Leid, das durch die Deutschen an den Juden geschah, entgegenzuwirken.

Ihre Einstellung beinhaltete zivilen Ungehorsam, die aktive Einmischung in die Politik, Lügen sowie eine gehörige Portion Abneigung gegen die europäischen Nachbarn – Dinge, die unter vielen Christen heute mindestens umstritten sind. Bedenkt man allerdings die Besonderheit der Zeit damals, den Krieg, die vielen Toten und den enormen Druck, unter dem diese jungen Leute standen, so ist ihre Handlungsweise verständlicher und ihre Haltung sogar bewundernswert: Im Vertrauen auf Gott setzten Hein und Diet mutig ihr Leben ein, um anderen Menschen zu helfen und ihre Überzeugungen in die Tat umzusetzen. Denn sie hielten sich fest an der Aussage Jesu: »Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung des Zeitalters.«

DEN HAAG 1938



Während meiner frühen Kindheit besaß mein Vater ein gut gehendes Geschäft für Innenausstattung. Er beschäftigte viele Mitarbeiter, und seine Kunden waren meist wohlhabende Familien aus Den Haag, für die er Vorhänge und Gardinen herstellte und Tapezier- und Polsterarbeiten übernahm.

Im Jahr 1929 begann jedoch für die Niederlande – ebenso wie für die anderen Länder Europas und für Amerika – eine Zeit schwerer wirtschaftlicher Rezession¹. Ich war damals neun Jahre alt. Niemand konnte sich mehr Dinge leisten, die über das unmittelbar Lebensnotwendige hinausgingen. Mein Vater bekam kaum noch Aufträge, und es sah nicht so aus, als ob er mich studieren lassen könne. Ich hätte es mir zwar sehr gewünscht, und auch meine Lehrer waren dafür, aber mein Vater sagte, es ginge nicht. Und außerdem sei ich nur ein Mädchen.

Es war das einzige Mal, dass ich meine Eltern miteinander streiten hörte. Meine Mutter wollte mich studieren lassen, aber mein Vater sagte Nein. Es war zu teuer, und meine Brüder mussten studieren. Ich würde wahrscheinlich sowieso heiraten. Meine Mutter kämpfte einen harten Kampf, aber sie verlor.

An mir war – wie alle meinten – ein Junge verloren gegangen. Mit sechzehn trug meine Schwester hochhackige Schuhe und aufgestecktes Haar. Als ich in dieses Alter kam, war meine Frisur regelmäßig eine Katastrophe, ganz egal, wohin ich ging. Ich fand es herrlich, auf Bäume zu klettern und in der Natur herumzustreifen. Oft radelte ich mit meinem Bruder Albert und unseren Freunden in die umliegenden Bauerndörfer. Wir spiel-

1 *Rezession*: Rückgang, Abschwung

ten auf Wiesen, die von Bächen und Gräben durchzogen waren, den sogenannten *sloten*, die es dort auch heute noch überall gibt. Auch an Tagen wie Oster- oder Pfingstmontag fuhren wir mit dem Rad aufs Land. Wir kletterten auf Bäume und sprangen über Gräben. Einige von ihnen waren ziemlich breit, und natürlich fielen wir früher oder später hinein. Das gehörte einfach dazu.

Meine Schwester beschwerte sich darüber bei meiner Mutter. »Du darfst das nicht zulassen. Diet benimmt sich überhaupt nicht wie eine junge Dame.«

Eines Tages wandte sich der Küster unserer Kirche an meine Eltern. »Ich habe einen alten Freund, Jilt Sietsma. Einer seiner Söhne hat hier in Den Haag bei der Firma Shell eine Stelle bekommen. Er sucht jetzt ein Zimmer. Viel Geld hat er allerdings nicht.«

Mein Vater sah meine Mutter an, denn solche Sachen überließ er immer ihr.

»Ich habe gleich an Sie gedacht«, fuhr Herr Reitsma, der Küster, fort. »Sie sind so eine nette Familie. Könnten Sie den Jungen nicht aufnehmen – wenigstens so lange, bis er etwas anderes gefunden hat?«

Meine Mutter schien nicht gerade begeistert zu sein.

Herr Reitsma ließ nicht locker. »Er ist der älteste Sohn einer ziemlich großen Familie. Es ist eine traurige Geschichte. Sie haben gerade ihre Mutter verloren.«

Das brachte das Herz meiner Mutter zum Schmelzen. Sofort sagte sie: »Ich kann jetzt wirklich keinen Mieter gebrauchen. Ich habe zu viel zu tun. Aber ich habe Platz für einen dritten Sohn.«

Ich war damals siebzehn und das dritte von vier Kindern. Meine Schwester Stephana – wir nannten sie Fanny – war mit 25 Jahren die Älteste, Arjan war ein Jahr jünger als sie. Dann

kamen die *kleintjes*, nämlich ich und mein sechzehnjähriger Bruder Albert. Es behagte mir ganz und gar nicht, dass wir nun noch ein neues Familienmitglied bekommen sollten. Wir waren sehr glücklich miteinander, und es passte mir einfach nicht, dass wir jetzt diesen fremden Jungen aufnehmen sollten, der bloß ein Jahr älter war als ich.

Hein Sietsma, so hieß er, kam ursprünglich aus Marum in Friesland. Als er zu uns zog, war sein Vater Rektor einer kleinen christlichen Schule in Holk, einer Bauerngemeinde in der Nähe von Nijkerk in Gelderland. Damals kamen mir Ortschaften wie Holk und Nijkerk im Vergleich zu Den Haag, wo wir immer gewohnt hatten, schrecklich rückständig vor.

Auch der Namen Hein gefiel mir nicht. In meinen Augen war es ein altmodischer Bauernname. *Hein*, dachte ich, *das ist ja wohl das Letzte*. Ich lernte gerade Spanisch, und ich mochte spanische Namen wie Ramon. Es wäre eine tolle Sache, sich mal in einen Ramon zu verlieben, dachte ich – aber Hein? So jemand bei uns im Haus, und überhaupt – ein Mann!

Als meine Eltern mir sagten, dass er bei uns einziehen würde, tobte ich. »Ich finde das schrecklich! Und dann muss er auch noch Hein heißen!« Bestimmt hatte er Sommersprossen und rote Haare und war ein richtiger friesischer Bauerntöpel.

Hein wurde im Arbeitszimmer einquartiert. Er schlief in einem Bett, das tagsüber einfach an die Wand geklappt wurde und dann wie ein Schrank aussah.

Ich merkte bald, dass er ein netter Kerl war, aber ich hatte schließlich keinen Zweifel daran gelassen, dass er in meinen Augen ein unerwünschter Eindringling war. Also gab ich mir alle Mühe, ihn nicht zu mögen.

Wir hatten damals kein richtiges Badezimmer, sondern nur einige Waschbecken im Haus. Manchmal, wenn wir es eilig hatten, wuschen wir uns einfach in der Küche am Spülstein, damit alle rechtzeitig zur Schule oder zur Arbeit kamen. Niemand dachte sich etwas dabei.

Aber seit Hein da war, konnte ich nicht mehr in Unterwäsche in die Küche laufen und mich dort waschen. Ich musste einen Bademantel anziehen und jeden Morgen warten, bis ich mich im Schlafzimmer meiner Eltern waschen konnte. Für mich war vieles ganz anders geworden, seit er zu unserer Familie gehörte, wie Mutter es ausdrückte.

Tagsüber arbeitete er bei der Firma Shell, und abends lernte er Französisch. Er aß bei uns und ging mit uns zur Kirche und in die *Jongelingsvereniging*, wo er jede Menge Leute kennenlernte. Seit er bei uns wohnte, war unser Haus immer voller Besuch. Albert und ich hatten unsere Freunde, und nun kamen noch die neuen Freunde von Hein dazu. Wir hatten ein Klavier und ein Harmonium, und Albert spielte Cello. Er war sehr musikalisch und wollte immer Berufsmusiker werden. Er spielte in einem Orchester mit und war wirklich sehr gut. Oft musizierten und sangen wir miteinander. In diesen Jahren vor dem Krieg war unser Haus immer voller junger Leute. Es war eine wunderbare Zeit.

Das war 1937. Ich war damals siebzehn, und ich hatte gerade meine erste Stelle bei einer Bank im alten Stadtkern von Den Haag angetreten. Ich hatte zwei sehr gute Freundinnen, Betty und Annie, und samstags waren wir immer mit dem Rad unterwegs. Wir fuhren entweder zum Strand in die Dünen oder aufs Land hinaus. Betty und Annie waren genauso wild

wie ich. Wir waren noch richtige Kinder und benahmen uns auch so.

Eines Tages lud Hein mich zu einer Fahrradtour ein. Meine Freundinnen lachten sich halbtot, als ich es ihnen erzählte.

»Und was hast du geantwortet?«, wollten sie wissen.

»Natürlich habe ich Nein gesagt«, antwortete ich. Was für eine Frage!

Ich hatte wirklich keine Lust dazu. Warum sollte ich mit ihm Rad fahren, wenn ich jeden Samstag so viel Spaß mit meinen Freundinnen haben konnte? Außerdem hätte ich nie zugegeben, dass ich ihn eigentlich ganz gut leiden konnte. Nicht nach dem Anfall, den ich bekommen hatte, als meine Eltern sagten, er würde bei uns einziehen.

Er lud mich noch öfter ein, und an einem Samstagnachmittag, als meine Freundinnen keine Zeit hatten, beschloss ich, darauf einzugehen. Wir fuhren miteinander los – und redeten und redeten und redeten. Das machen alle Holländer so, wenn sie mit dem Rad unterwegs sind. Sie fahren Kilometer um Kilometer und führen dabei endlose Gespräche.

»Und, wie war's?«, fragten Betty und Annie mich später.

»Langweilig.«

Es war wirklich langweilig gewesen. Mit den Mädchen stellte ich lauter verrückte Sachen an, aber Hein war ein Jahr älter als ich und offenbar schon viel reifer. Mit Betty und Annie konnte ich auf Bäume klettern und über Gräben springen und alle möglichen Abenteuer erleben. Im Vergleich dazu war die Radtour mit Hein wirklich nicht sehr aufregend gewesen – wir hatten die ganze Zeit nur geredet. Gut, er war ein netter Kerl. Er war jedenfalls nicht so unsympathisch, wie ich zuerst gedacht hatte.

Aber wenn ich die Wahl hatte, mit wem ich meine Samstagnachmittage verbringen wollte, dann zog ich die Gesellschaft meiner Freundinnen bei Weitem vor.

Erst lange Zeit später erzählte mir meine Mutter, dass Hein mit ihr über mich gesprochen hatte. Er wollte wissen, was er tun könne, damit ich mich für ihn interessierte. Sie erklärte ihm, dass ich einfach noch nicht so weit sei wie er, sondern ein Kind, ein wildes Mädchen, dessen größtes Vergnügen darin bestünde, im Wald herumzurennen und über *sloten* zu springen. Ohne Interesse an Männern – und schon gar nicht an Männern, die nichts anderes taten, als langweilige Fragen zu stellen.

Er gestand ihr, dass er verrückt nach mir sei. »Aber sie scheint mich überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen«, sagte er.

»Lass ihr noch etwas Zeit«, riet sie ihm. »Diet ist noch nicht so weit. Hab Geduld mit ihr.«

Damals sagte sie mir natürlich nichts von diesem Gespräch.

Hein war 1937 bei uns eingezogen, und ich glaube, in der ersten Zeit beobachtete er mich nur. Als wir zum ersten Mal miteinander Rad fuhren, war ich achtzehn. Etwa ein Jahr später zog er zu irgendwelchen Freunden, und plötzlich vermisste ich ihn sehr, obwohl ich das keinem Menschen gegenüber zugab. Seine Freunde kamen weiterhin zu uns, aber ihn sah ich bald gar nicht mehr. Er war zum Militärdienst eingezogen worden und musste nach Deventer, das südlich von Kampen an der IJssel liegt, nicht weit von der deutschen Grenze.

Die sorglose, heile Welt meiner Kindheit war plötzlich zerbrochen. Wir hatten Angst, dass es Krieg geben könnte. Jetzt, wo Hein weg war, merkte ich, wie viel er mir bedeutete. Ich wusste, dass ich es nicht verkraften würde, wenn ihm etwas passierte.

Er hatte auf seine Weise versucht, mir zu sagen, dass er mich liebte, aber ich hatte kaum darauf geachtet. Erst jetzt, als unser aller Leben in Gefahr war, erkannte ich, dass auch ich ihn liebte.

Alle Mitglieder unserer Familie schrieben ihm nach Deventer. Seine Briefe waren immer an uns alle gerichtet, aber ich spürte, dass sie in besonderer Weise mir persönlich galten. Ich hatte das Gefühl, dass er mir die Hand gab und mich bat, sie festzuhalten.

18. Dezember, nachmittags, 17 Uhr

Heute Morgen kam ich auf Urlaub aus Den Haag nach Nijkerk. Ich weiß nicht, was ich von Diet halten soll. Ich hatte mir vorgenommen, ernsthaft mit ihr zu sprechen, nur einen Augenblick, nur wir beide, und dabei wollte ich ihr dann in ihre schönen Augen schauen.

Diesen Augenblick gab es jedoch nicht.

Ich hatte es wohl zu sehr darauf angelegt.

Sie war mir irgendwie ein Rätsel.

Diet ist ein Wildfang.

Ihre Bescheidenheit

Ihre Ehrfurcht vor Gott und den Mitmenschen

Ihre Liebe

Ihr festes Bestreben, andere nicht zu verletzen

Ihr Bemühen, den anderen zu verstehen und sich in ihn hineinzusetzen

Ihre Prinzipien

Ihre Liebestaten und ihre wenigen Worte.

aus dem Tagebuch von Hein Sietsma

Es machte uns Holländern Angst, zu sehen, wie viel Macht Hitler gewann. Er hatte Österreich besetzt, obwohl das viele nicht für möglich gehalten hatten. Wir erwarteten alle, dass England und Frankreich jetzt eingreifen würden, aber das taten sie nicht. Als Hitler in Polen einmarschierte, begriffen wir, dass die Sache immer gefährlicher wurde. Wir ahnten, dass etwas Schlimmes bevorstand. Trotzdem versuchten wir, den Kopf in den Sand zu stecken. Wir redeten uns ein, dass das, was in Österreich und Polen geschehen war, in Holland nie passieren könnte. Wir verschlossen unsere Augen vor der Gefahr, um einigermaßen normal weiterleben zu können.

Ich begriff immer mehr, wie dumm ich gewesen war, Hein so wenig Beachtung zu schenken. Ich hatte es kaum zur Kenntnis genommen, wenn er mir zu zeigen versuchte, dass er mich liebte. Es tat mir so leid. Dann erhielt ich einen Brief von ihm, in dem er schrieb, dass er das nächste Mal, wenn er ein paar Tage Urlaub bekäme, gern nach Den Haag kommen würde, um mich zu sehen. Mich ganz persönlich, nicht nur meine Familie. Ich schrieb ihm sofort zurück, dass ich mich sehr auf seinen nächsten Besuch freute.

Als ich ihn am Bahnhof abholte, schlug mir das Herz bis zum Hals. Was für ein unbeschreibliches Gefühl – zu spüren, wie sehr ich ihn liebte und wie sehr ich mir wünschte, für immer mit ihm zusammenzubleiben! Wir sprachen nicht darüber, aber ich fühlte, dass er dasselbe empfand wie ich.

Danach kam Hein noch oft am Wochenende zu mir nach Den Haag. Wir redeten stundenlang miteinander, und ich merkte immer mehr, was für ein wunderbarer Mensch er war. Er hatte viel Sinn für Humor. Manchmal brauchten wir über-

haupt nichts zu sagen – wir sahen uns bloß in die Augen und fingen an zu lachen. Aber wir konnten auch sehr ernste und intensive Gespräche führen. Unsere Liebe wuchs. Damals, auf unserer ersten gemeinsamen Radtour, als ich noch so ein Wildfang war und Hein nur als einen unerwünschten Eindringling betrachtete, fand ich alles so langweilig, was er zu sagen hatte. Jetzt war es anders. Ich hatte mich in ihn verliebt.

Oft unternahmen wir wunderbare, weite Fahrradtouren. Wir packten uns Brote und Limonade ein und machten unterwegs Picknick. Meist fanden wir irgendein malerisches Fleckchen an einem der *sloten*, wo wir uns unter hohen Bäumen ins Gras setzten und unsere zu Hause geschmierten Brote mit Käse und Erdnussbutter aßen. Dazu tranken wir Limonade aus Heins Feldflasche. Sie schmeckte uns herrlich, auch wenn wir damals keine Eiswürfel hatten.

Es war unsere schönste Zeit. Damals, 1938, war es noch möglich, unbeschwerte Tage miteinander zu verbringen. Hein liebte klassische Musik, und wir gingen oft in Konzerte. Wir hörten Feike Asma, einen berühmten Organisten aus Friesland, und immer wieder die Matthäuspassion².

Die Art und Weise, wie wir miteinander befreundet waren, kommt jungen Leuten heute bestimmt ganz altmodisch vor. Ich studierte damals Fremdsprachen. Da sich zu meiner Zeit die meisten Holländer kein Vollzeitstudium leisten konnten, gingen wir alle arbeiten und lernten abends. Am Samstagnachmittag machten wir bei schönem Wetter einen Spaziergang, oder wir

2 *Matthäuspassion*: Vertonung der Leidensgeschichte Christi von Johann Sebastian Bach (1685 – 1750), wie sie das Matthäusevangelium beschreibt

besuchten ein Konzert, und oft gingen Hein und ich einfach zu Freunden und verbrachten ein paar Stunden mit ihnen. Sonntags saßen wir nebeneinander in der Kirche, und danach tranken wir Kaffee und aßen zu Mittag. Hein spielte gerne Schach und Backgammon und brachte mir diese Spiele bei. Nichts Besonderes passierte in diesen Stunden unseres Zusammenseins, und doch wurde unsere Liebe zueinander immer stärker und tiefer.

Meine Eltern hingen an Hein wie an einem Sohn. Meine Mutter hatte ein ziemlich unruhiges Leben, mit Vaters Geschäft und all den Freunden von Hein und mir, die laufend zu uns kamen, aber ich weiß, dass sie sehr glücklich darüber war, so viel Leben um sich herum zu haben. Hein kam an jedem freien Wochenende zu uns. Er war lieber bei uns als bei seinen Eltern, was zum Teil daran lag, dass sein Vater ein sehr strenger Mann war. Hein achtete und respektierte ihn zwar, aber manchmal kam er mit seiner gesetzlichen Art einfach nicht zurecht.

Einmal schrieb Heins Vater meinem Vater einen Brief. Er hatte erfahren, dass Hein drei Tage Urlaub bekommen sollte. Der erste Tag davon war ein Sonntag, und Hein hatte vor, am Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst mit dem Zug nach Den Haag zu kommen. Heins Vater hielt es für eine Sünde, sonntags mit dem Zug zu fahren, und bat meinen Vater, Hein nicht ins Haus zu lassen. Nachdem Hein das Wochenende mit uns verbracht hatte, schrieb mein Vater an Herrn Sietsma: »Ich freue mich sehr darüber, dass Ihr Sohn nach Den Haag gekommen ist und mit uns den Gottesdienst besucht hat. Ich hätte es sehr schade gefunden, wenn er stattdessen in Deventer geblieben und in eine Kneipe gegangen wäre.«

Obwohl sich Hein oft über seinen Vater ärgerte, konnten wir ihn beide verstehen. Er war ein Mann mit strengen Prinzipien, aber seine Familie war so groß, dass diese Strenge wohl erforderlich war, um ein geordnetes Zusammenleben zu ermöglichen.

Hein versuchte es immer so einzurichten, dass er auch seine Familie in Holk besuchen konnte, wenn er Urlaub bekam. Aber er kam dort nie an einem Sonntag an. Wenn er nur zwei Tage Urlaub hatte und der erste Tag davon ein Sonntag war, fuhr er immer zuerst zu uns. Sonst hätte er einen ganzen Tag verloren.

Wir schrieben uns sehr oft. Obwohl ich so ein lebhaftes Kind gewesen war, muss ich doch ein sehr introvertierter Mensch gewesen sein, so erscheint es mir heute. Ich fand es sehr schwer, Hein offen zu sagen, was ich für ihn empfand. Vielleicht war ich einfach zu schüchtern dazu, vielleicht lag es aber auch an der Zeit, in der wir lebten, und daran, dass ich damals noch sehr jung war.

Für Hein schien es viel einfacher zu sein, seine Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Vielleicht hatten meine Schwierigkeiten auch mit meiner Erziehung zu tun. »Zeige niemals deine Gefühle« – diese Haltung war für unsere Familie ziemlich charakteristisch. Ich glaube, manchmal muss es Hein so vorgekommen sein, als ob ich empfindungslos wäre. Aber damals, als er zum ersten Mal nach Den Haag kam, um mich zu besuchen, da gab ich ihm den ersten Kuss. In diesem Moment wusste ich, dass das, was ich für ihn empfand, nicht einfach irgendwann wieder vorbei sein würde. Auch er küsste mich. Es berührte mich tief. Dieses erste Wochenende war wunderbar, und es war erst der Anfang.

17. November 1939

Katrientje³ ist ein kesses junges Mädchen mit roten Bäckchen. Sie ist angenehm im Umgang; sie weiß, wie sie sich in der Gegenwart junger Männer zu benehmen hat. Ein lustiger Typ, etwas lausbubenhaft.

Diet verfügt nicht nur über diese Vorzüge, sondern auch noch über den kindlich einfachen Glauben und die angeborne Eigenschaft, alles von der positiven Seite zu betrachten.

Bewusst oder unbewusst lautet ihr Motto: »Gott ist mit mir, und deswegen bin ich fröhlich und versuche, für jeden das Gute zu erstreben, ohne mich selber in den Vordergrund zu drängen.«

Warum schreibt sie jetzt nicht?

Weiß sie denn nicht, wie sehr ich mich nach einem Brief, nach einer Nachricht von ihr sehne?

Diet, kommst du morgen?

Ich will dich an mein Herz drücken und dir sagen, dass ich dich sehr, sehr liebe.

Ich habe gesehen, dass du mich liebst, du, mein Alles!

aus dem Tagebuch von Hein Sietsma

Das war 1939. Auch einige unserer besten Freunde hatten sich inzwischen gefunden. Johan van Gelder, den Hein in unserer Kirche kennengelernt hatte, hatte sich verlobt, und auch der andere Johan, den wir »Bram« nannten, um die beiden nicht zu

3 Nicht alle erwähnten Personen und Namen in diesem Buch sind einwandfrei zuzuordnen (Anmerkung des Herausgebers).

verwechseln. Bram hatte sich mit Nel verlobt, einer Freundin von uns. Johans Freundin Fokje wohnte in Amersfoort und kam öfters am Wochenende nach Den Haag, um ihn zu besuchen. Dann übernachtete sie meist bei uns. Das Haus meiner Eltern war wie ein Hotel – jedes Wochenende war irgendein junges Paar bei uns zu Gast. Wir waren alle sehr verliebt, und auch die jungen Frauen und Männer verstanden sich untereinander sehr gut. Es war eine wunderbare Zeit.

Montag, 20. November, Herrn Emans Geburtstag

Gestern Nachmittag fuhr ich nach Den Haag. Habe mich selber beurlaubt. 16:30 Uhr in der Malakkastraße. Bram war dort. Gemeinsam mit ihm hole ich Diet vom Gottesdienst ab. Diet und Betty bemerken uns nicht. Wir gehen vorbei, machen dann kehrt und folgen ihnen. Noch immer bemerken sie uns nicht. Erst, als ich mich bei ihr einhake.

aus dem Tagebuch von Hein Sietsma

November 1939

Große Überraschung am Sonntag. Als ich nach dem Gottesdienst nach Hause ging, lief plötzlich Hein neben mir her. Ich konnte es fast nicht glauben!

aus dem Tagebuch von Diet Eman

In Holland feiern wir am 5. Dezember Sinterklaas (Nikolaus), und an diesem Tag machen alle Leute ihren Angehörigen und guten Freunden kleine Geschenke, die manchmal auch sehr lustig sein können.

Als Hein und ich einmal im Meer gebadet hatten, war ihm aufgefallen, dass ich schreckliche Angst vor Quallen hatte. Wenn der Wind aus einer bestimmten Richtung kam, trieb er Hunderte von hässlichen blauen Quallen ans Ufer. Einige von ihnen waren riesig, und sie hatten Fangarme, die ekelhaft brannten, wenn man damit in Berührung kam. Ich war wie gelähmt vor Angst.

Zum nächsten Sinterklaas bekam ich eine große Holzkiste. Es hing ein Zettel daran, auf dem stand, die Kiste wäre ein Geschenk von Neptun, dem König der Meere. Als ich sie aufmachte, kam eine blaue Qualle zum Vorschein, die Hein aus Wackelpudding gemacht hatte. In der Mitte steckte eine kleine Flasche meines Lieblingsparfüms, *Maja*. Ihm fielen oft so lustige kleine Überraschungen für mich ein. Manchmal, wenn ich ins Bett ging und mein Nachthemd unter dem Kopfkissen hervorholte, rollte irgendetwas heraus, zum Beispiel ein Parfümfläschchen oder ein Apfel. Er ließ sich immer wieder etwas Neues einfallen, um mir eine Freude zu machen.

Es war so üblich, dass man seinen Nikolausgeschenken ein passendes Gedicht beilegte. In diesem Jahr hatte Hein ein Gedicht verfasst, in dem beschrieben wurde, wie traurig Neptun darüber war, dass ich solche Angst vor diesen kleinen Wesen aus seinem Königreich hatte. Ich werde es wohl nie vergessen.

Meine Schwester war eine junge Dame, die hohe Absätze und elegante Hüte und alle möglichen damenhaften Accessoires liebte. Ihr Verlobter war an Sinterklaas bei uns, als die Geschenke verteilt wurden. Die »Spielregel« lautete, dass man sein Geschenk einwickeln und ein Gedicht dazu schreiben musste, das der Empfänger dann laut vorlesen musste, ob es ihm gefiel oder nicht. Manchmal, wenn jemand eine Ange-

wohnheit hatte, die die anderen komisch fanden oder die ihnen auf die Nerven ging, wurde darauf in dem Gedicht angespielt. Das wurde natürlich auf humorvolle Art gemacht, um niemanden zu verletzen. Das Geschenk konnte auch ganz klein sein, aber es wurde immer in einen großen Karton eingepackt. Meist bestand die Verpackung aus mehreren Lagen Papier, auf denen dann auch noch jedes Mal ein anderer Name stehen konnte. Außen stand vielleicht, es sei für Fanny, und wenn sie das äußere Papier abgemacht hatte, stand auf der nächsten Schicht, es sei für Hein. Und der stellte dann fest, dass es eigentlich für Vater war.

Dieses Jahr hatte meine Mutter einen wunderschönen Spitzen-BH für Fanny gekauft, die eine Schwäche für Spitzen hatte. Damals war ein BH eine sehr persönliche Angelegenheit. Aber meine Mutter brachte es immer wieder fertig, die Geschenke beim Einpacken durcheinanderzubringen, und so landete Fannys Geschenk ausgerechnet in den Händen ihres neuen Freundes. Der war ein *droogkomeik*, wie wir es auf Holländisch nennen – ein Mensch mit trockenem Humor. Er öffnete das Päckchen, hielt den Spitzen-BH hoch und fragte: »Ja, und was soll ich jetzt damit machen?«

Dienstag, 5. Dezember

War Sonntag auf Urlaub in Den Haag. Englische Kirche.

Gestern das Nikolausfest gefeiert.

Diet freute sich sehr über den Igel und die Schirmlampe.

Später waren wir in Diets Zimmer.

Sie war so schön, ich glaube, sie hat mir noch nie so gut gefallen.

Wenn sie fragt: »Warum lachst du, Hein?«, und ich schaue ihr dann in die Augen, die immer strahlen, wenn sie aufblickt, spüre ich einfach, wie wunderbar es ist, dass wir beide leise lachen müssen, wenn wir einander anschauen. Manchmal beginnen wir dann vor lauter Sprachlosigkeit, lauthals zu lachen.

Als sich ihre Augen mit Tränen füllten, fragte ich: »Was ist los, Diet?«

Und als sie erwiderte: »Ich dachte ...«

Ich habe nicht weiter gefragt.

Aber es ist so wunderbar, ein Mädchen wie sie anvertraut zu bekommen und zu wissen und zu spüren, dass es dich liebt und dass es dir gehört. Einem solchen Mädchen kann man nichts zuleide tun.

Dir gefällt seine Seele, das Mädchen selbst, einfach alles, was zu ihm gehört, und du willst nicht, dass ihm irgend etwas Böses geschieht.

Das darf nicht sein; das darf niemals sein. Du darfst nur lieben und dieses Mädchen glücklich machen, wie es mich glücklich macht. Diet, denke ich an dich, bin ich so glücklich. Herr, schenke, dass ich sie lieben darf.

aus dem Tagebuch von Hein Sietsma

Damals konnten die jungen Leute nicht so schnell heiraten wie heute. Auf keinen Fall schon bald, nachdem sie sich ineinander verliebt hatten, und auch nicht gleich nach ihrer Verlobung. Sie mussten warten, bis sie genügend Geld für Möbel, Wäsche, Geschirr und alles andere zusammengespart hatten, was für einen eigenen Haushalt erforderlich war. Meist vergingen bis

zur Hochzeit zwei bis drei Jahre. Sobald das Paar verheiratet war, ging die Frau nicht mehr arbeiten. Man konnte also nur heiraten, wenn der Mann genug verdiente, um eine Familie zu ernähren. Und nach der Wirtschaftskrise war der Lebensstandard in Holland nicht gerade sehr hoch, und durch Hitler und die drohende Kriegsgefahr war alles noch schwieriger geworden.

31. Oktober 1939

Heute muss ich immer wieder daran denken, dass es sehr wohl möglich ist, dass Hitler auch mit uns Krieg anfängt. Und dass es für uns irgendwie viel schlimmer sein wird als für die anderen Länder – aber wieso denke ich das eigentlich? Worin unterscheiden wir uns von den anderen?

Ich stelle mir vor, dass Hein sterben könnte ... In Polen gibt es jetzt Mädchen, die ihre Verlobten verloren haben, und Frauen, die ihre Männer auf Erden nie mehr wiedersehen werden.

O Vater, tröste sie, und bewahre bitte unser Land vor so einer großen Not. Nicht, weil wir besser wären als andere, sondern nur um deiner großen Gnade willen. Und wenn du es nicht tust, dann hilf mir zu beten: »Dein Wille geschehe.«

O Herr, beschütze, den meine Seele liebt!

aus dem Tagebuch von Diet Eman

KRIEG



Am 9. Mai 1940, dem Donnerstag vor Pfingsten, saßen wir abends mit einigen Freunden zusammen. Das Radio übertrug eine Rede von Hitler. Wir verstanden alle Deutsch und hörten, wie Hitler sagte, wir Holländer bräuchten keine Angst zu haben. Holland hätte sich im Ersten Weltkrieg neutral verhalten, und er werde unsere Neutralität respektieren.

Nachdem unsere Gäste sich verabschiedet hatten, gingen wir alle ins Bett. Aber ein paar Stunden später wurde ich von einem Geräusch geweckt, das sich wie Teppichklopfen anhörte. In unserer Gegend hatten die Hausfrauen einen Wochenplan, der sich immer wiederholte: Montags wurde gewaschen, dienstags gebügelt, mittwochs das Wohnzimmer geputzt, donnerstags vielleicht ein anderes Zimmer, und freitags wurden mit den *mattenkloppers* die Teppiche geklopft.

Als ich an diesem Freitagmorgen aufwachte, dachte ich: *Es ist doch nicht zu fassen! Irgendein Blödmann klopft jetzt seine Teppiche, und dabei ist es noch stockdunkel.* Was ich hörte, waren die ersten Kriegsgeräusche – es war wie Teppichklopfen, nur viel schneller.

Meine Eltern waren auch wach geworden. Sie standen draußen auf der Straße, und ich ging zu ihnen hinaus. Am dunklen Himmel über uns sahen wir einen Luftkampf. Wir konnten beobachten, wie von unten mit Luftabwehrraketen auf die Flugzeuge geschossen wurde. Wir liefen zurück ins Haus und stellten das Radio an. Der Sprecher war ziemlich aufgeregt. Er sagte, dass Deutschland uns den Krieg erklärt habe und deutsche Fallschirmjäger in Holland gelandet seien.

Das alles geschah nur wenige Stunden, nachdem Hitler beteuert hatte, wir bräuchten uns keine Sorgen zu machen. Ich hatte es bis dahin noch nicht erlebt, dass ein Regierungschef so frech

log, und ich war empört. Während dieser Mensch uns noch versicherte, wir hätten nichts zu befürchten, waren seine Truppen schon unterwegs.

Und unsere holländische Armee? Sie war in keiner Weise vorbereitet. Die holländische Regierung hatte nicht im Ernst an die Notwendigkeit einer wirklich verteidigungsbereiten Armee geglaubt. Unsere Soldaten fuhren mit Fahrrädern und trugen veraltete Gewehre über der Schulter. Gegen die Deutschen hatten sie keine Chance. Außerdem kamen in dieser Nacht viele Deutsche in holländischen Uniformen über die Grenze. Es hatte damals öfters in der Zeitung gestanden, dass immer wieder Uniformen aus Armeebeständen verschwunden seien, aber niemand hatte zwei und zwei zusammengezählt. Jedenfalls nicht, bevor die ersten Deutschen in holländischen Uniformen auftauchten und unsere Soldaten nicht mehr wussten, auf wen sie schießen sollten. Es gab sogar deutsche Soldaten, die als Priester verkleidet in unser Land kamen!

Wir konnten die ganze Nacht nicht schlafen. Wir kochten uns Tee und redeten und redeten. Schließlich gingen wir doch ins Bett, um uns wenigstens noch ein bisschen auszuruhen. Aber wir fanden keine Ruhe mehr. Es war Krieg.

Trotzdem gingen wir am nächsten Tag wieder zur Arbeit. Was hätten wir auch sonst machen sollen? Ich arbeitete schon seit einiger Zeit bei der *Twentsche Bank* im Zentrum Den Haags.

An diesem Morgen stieg ich wie üblich auf mein Fahrrad. Ich hatte keine Angst vor Luftangriffen oder anderen Gefahren – ich fuhr einfach zur Arbeit. Ich musste durch die *Vondelstraat*, eine der Hauptverkehrsstraßen. Dort wurde ich von holländischen Polizisten angehalten, die mich aufforderten, *Scheveningen*

und *Schapenscheerder* zu sagen – ganz langsam. Das war das holländische »Schibboleth«⁴. Gebürtige Holländer können diese Worte fehlerlos aussprechen, Deutsche jedoch nicht. Der Krieg hatte erst vor ein paar Stunden begonnen, aber diese Vorsichtsmaßnahmen waren erforderlich, weil schon so viele Deutsche in unser Land eingeschleust worden waren.

Am Stadtrand von Den Haag hatten Kämpfe stattgefunden, und die Flughäfen waren voller Fallschirmjäger. Adriaan, Fannys Verlobter, hatte einen Vertrag als Zeitsoldat unterschrieben, der ihm nach dem Militärdienst eine gute Stelle sichern sollte. Seine Dienstzeit war schon fast zu Ende, und Fanny und Adriaan hatten vor, im September zu heiraten. Das wäre vier Monate nach Kriegsbeginn gewesen.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai hatte Adriaan mit einem Kameraden auf Ypenburg Wache gestanden, einem kleinen Flugplatz direkt vor Den Haag. Dort setzten die Deutschen Hunderte von Fallschirmjägern ab, und Adriaan und sein Kamerad wurden getötet. Sie gehörten zu den allerersten holländischen Soldaten, die starben.

Am 15. Mai 1940 kapitulierten die Niederlande. Hitler hatte angenommen, er könne dieses kleine Land mit seinen Fahrrad-soldaten in einem Tag erobern, aber er brauchte fünf dazu. Die Holländer kapitulierten, nachdem Hitler das Zentrum von Rotterdam bombardieren ließ. Kirchen und Krankenhäuser wurden zerstört, unzählige Menschen starben. Es muss schrecklich gewesen sein.

4 vgl. Richter 12,1-6

Dass Hein kurz vor den Bombenangriffen nach Rotterdam abkommandiert worden war und das alles selbst miterlebte, wusste ich damals noch nicht. Ich war lange Zeit der Meinung, dass Hein im Osten, im Gebiet zwischen Deventer und Ede, stationiert sei. Natürlich machte ich mir dennoch Sorgen um ihn, weil das nahe der deutschen Grenze war und dort ein Großteil der militärischen Auseinandersetzungen stattfand. Einige Tage vor Kriegsbeginn hatte Hein mich gebeten, ihn in Ede zu besuchen, und ich war am Wochenende mit dem Rad dorthin gefahren. Er hatte sich von einem Freund ein Motorrad ausgeliehen, und wir fuhren damit eine weite Strecke, obwohl ich während der ganzen Fahrt schreckliche Angst hatte. Aber er war glücklich, der Kaserne für eine Weile den Rücken kehren zu können.

Hein mochte das Militär eigentlich nie. Irgendetwas in ihm sträubte sich einfach dagegen. Viele Bestandteile des militärischen Lebens betrachtete er als pure Zeitverschwendung. Es fiel ihm schon vor dem Krieg schwer, seinen Wehrdienst abzuleisten, aber das lag nicht daran, dass er unpatriotisch gewesen wäre. Das, was er während der Besatzungszeit leistete, beweist, wie sehr er sein Vaterland liebte. Doch was man unter einem »guten Soldaten« verstand, blieb ihm immer fremd.

9. Dezember 1939

Ich sehne mich so sehr danach, ein normaler Bürger zu sein. Ich muss mich dazu zwingen, mich voll in den Dienst einzubringen.

Ich habe nicht die Autorität, die ich haben sollte und die die Kameraden mit Angst vor mir erfüllt. Aus dem Grunde lasse ich zu viel zu.

Meine Menschenkenntnis ist unzureichend.

Ich mache es mir zu bequem.

Ich sehe immer wieder auf das, was die anderen, die Kollegen, falsch machen, bin aber nicht bereit, mehr zu tun als sie.

Ich bin ein Egoist.

Ich muss mich jedes Mal zwingen und mir klarmachen, dass es gleichgültig ist, ob ich immer wieder Leerlauf habe, Übungen absolviere, die sinnlos sind, Wache schiebe, was uns nichts bringt. Es kommt vielmehr darauf an, dennoch darauf zu achten, immer pünktlich zu sein und mehr Engagement zu zeigen, damit die Kameraden auf diese Weise irgendwie zum Guten gereizt werden.

Ich muss meinen Einsatz für die Kameraden und meinen Einsatz für den Dienst stärker als zusammengehörig betrachten, und das Schauen auf die Fehler anderer muss aufhören.

Meine wichtigste Aufgabe ist es, zu lieben.

Denn Christus regiert und hat über alles gesiegt.

25. Dezember 1939

- a. *Ein Soldat beim Kreuz.*
- b. *Weihnachten und Krieg.*
- c. *Fluchen und Weihnachtsurlaub.*
- d. *Engelgesang und schlechte Witze.*

- A. *Das Kind in der Krippe ist der Christus am Kreuz.*
- B. *Die wirkliche Weihnachtsstimmung zeigt uns IHN als unseren König und Erretter.*
- C. *Mein Wille seinem Willen untergeordnet.*
- D. *Weg mit den Lasten.*
- E. *Weg mit dem Egoismus.*
- F. *Weg mit der üblen Nachrede.*
- G. *Weg mit den Verdächtigungen.*
- H. *Weg mit den bösen Taten.*
- I. *Wenn wir, alle Christen, unsere Fehler und Irrtümer abgelegt haben, müssen wir immer noch versuchen, anderen zu helfen, denn die wirkliche Liebe zu Gott erweist sich in der Zuwendung zum Nächsten.*
- J. *Wir dürfen niemals uns selbst suchen und uns niemals etwas einbilden auf das, was wir tun, denn nichts ist unser eigenes Verdienst.*
- K. *Er hat zuerst unsere Sünden gesühnt und danach auch noch an unserer statt vollkommenen Gehorsam geleistet.*
- L. *Wieso hapert's bei mir mit der Dankbarkeit?*
- M. *Was ist denn schon das Wenige, das mir angetan wird?*

aus dem Tagebuch von Hein Sietsma

Während der ersten Kriegstage machte ich mir große Sorgen wegen der Gerüchte und Radioberichte über schwere Kämpfe in Grebbeberg. (Damals durften wir noch Radio hören.) Unsere Regierung hatte sogar mehrere Deiche und Dämme gesprengt, um das Land unter Wasser zu setzen. Ich dachte ständig an Hein und versuchte, ihm täglich zu schreiben. Weil so viele Spione im Land waren, wurden keine Briefe in geschlossenen Umschlägen

mehr befördert, sondern nur noch Postkarten. Also schrieb ich Hein eine Zeit lang jeden Tag eine Postkarte, ohne zu wissen, ob er bei den Kämpfen, die inzwischen stattgefunden hatten, verwundet worden war oder nicht.

Den Haag, den 12. Mai 1940

Mein Liebster,

wahrscheinlich hast du meine Briefe nicht bekommen, aber du weißt, dass wir immer für dich und unsere anderen Soldaten beten. Wir haben keine Angst, denn du bist in Gottes Hand. Dort bist du sicher. Wir sehen ihn nicht, aber er ist mit uns. Er selbst hat uns das versprochen, und er wird dieses Versprechen ganz sicher auch in der Stunde der Gefahr halten. Er hat zugelassen, dass diese Dinge geschehen. Sie gehören zu seinem Plan für unser Leben, und er zieht uns dadurch ganz nah zu sich. Das ist doch gut, oder?

Wie dankbar bin ich dafür, dass ich dich letzte Woche sehen und mit dir zusammen sein konnte.

Ich muss immer wieder an unsere Osterferien zurückdenken.

Jetzt ist Pfingsten. Der Herr ist immer noch derselbe. Er ist der Fels, auf dem wir stehen. Er hört unsere Gebete und beantwortet sie so, wie es für uns am besten ist. Er macht keine Fehler.

Alles gehört zu seinem ewigen Rat, auch wenn wir es nicht begreifen können.

Liebster, keinen Augenblick vergesse ich dich. Das kleine Kreuz, das du mir geschenkt hast, trage ich Tag und Nacht.

Es ist das Zeichen, in dem wir kämpfen und überwinden
werden. Gott stärke und behüte dich.

Ein Kuss von Deiner Diet

Postkarte von Diet Eman an Hein Sietsma

Schon in den ersten Monaten des Jahres 1940 hatte die Regierung Truppenverschiebungen vorgenommen, da sie die Bedrohung spürte, die von den Nazis ausging. So kam es, dass Hein von Ede nach Rotterdam versetzt worden war und die Bombardierung dieser alten, schönen Stadt selbst miterlebte. Ich erfuhr es erst, als alles schon vorbei war.

4. Juni 1940, Nicolaïstr. 63, Den Haag

Vieles ist geschehen, und ich muss dauernd daran denken.

Pfingsten ist unbemerkt verstrichen.

Nach fünf Tagen Krieg waren wir erobert.

Verbittert war ich. In mir war Hass. Mut, ohne Rücksicht auf mein Leben.

Nur Diet war da; deswegen war ich dann doch vorsichtig.

Ich war im Feuer der Hölle von Rotterdam. Die Sonne sah ich durch eine riesige schwarz-graue Wolkensäule ... Sie hatte sich in Blut verwandelt. Es ging mir unter die Haut.

Vieles ist geschehen, und ich konnte nicht schweigen.

Jetzt warten wir geduldig, manchmal ungeduldig, denn wir wissen nicht, was die Zukunft bringt.

Einst wird wieder Friede sein. Einst werden die Motoren der Bomber nicht mehr dröhnen. Einst werden wir wieder unser sorgloses, aktives Leben in Glück und Liebe und in holländischem Wohlstand leben.

Dann wird der Mensch vielleicht erkennen, dass weder der noch jener, sondern ER die Welt regiert.

Bumm ... bumm ... bumm ...! Immer wieder möchte ich sie unter Beschuss nehmen, die Scheißbomber, wenn ihr todbringendes Dröhnen über der Stadt zu hören ist.

Unruhig warte ich darauf, dass ich in den Kampf ziehen kann, um für Dinekes (Diets [Anmerkung des Herausgebers]) Freiheit, die Freiheit meines Vaterlandes und meine eigene Freiheit zu kämpfen.

Oh, ihr hässlichen Eiterbeulen! Ihr haltet euch wohl für große Helden, jetzt, wo ihr eine ganze Stadt ausgelöscht habt, in der Menschen lebten, die nichts anderes als Frieden wollten?

Rotterdam fordert Rache, ihr eitrigen Geschwüre!

aus dem Tagebuch von Hein Sietsma

Es war wahrscheinlich besser, dass ich erst im Nachhinein erfuhr, dass Hein während der schrecklichen Bombenangriffe in Rotterdam war. Ich bekam kurze Zeit später eine Postkarte von ihm, auf der stand, er sei in der Nähe von Rotterdam gewesen und habe überlebt. Auf der Karte war ein Poststempel: »Mach Urlaub in deinem friedlichen Vaterland«. Die Ecken der Postkarte waren von den Bombenfeuern angesengt.

Die nächste schlimme Nachricht für uns war, dass die Königin mit der gesamten Regierung Holland verlassen hatte und nach England geflohen war. Es fällt mir schwer zu beschreiben, wie schrecklich das für uns war. Ich hörte es im Radio: »Königin Wilhelmina befindet sich auf dem Weg nach England.« Unsere Königin! Es war furchtbar für uns – es war, als hätte unsere eigene Mutter uns den Deutschen zum Fraß vorgeworfen.

4. Juni, später

Und Ihr, Wilhelmina, und unsere Regierung, Ihr haltet Euch jetzt wohl für ganze Kerle, nachdem Ihr Euch in Sicherheit gebracht habt, während unsere Männer ihr Leben gaben?

Habt Ihr sie kämpfen sehen? Habt Ihr sie sterben sehen?

Sie lobten IHN, und sie liebten ihr Vaterland und ihre Königin mehr noch als wir, die wir übrig geblieben sind. Sie hatten unglaublich viel Mut, diese gläubigen, treuen Soldaten. Tausende waren es! Und Tausende haben auch alles verloren!

Tausende ...!

Aber Ihr habt Euch in sichere Gefilde abgesetzt. Schöne Helden seid Ihr!

Nur an Euch selbst gedacht habt Ihr, oder etwa nicht?

Aber die Besten und Edelsten sind gefallen.

Seid ganz beruhigt. Solltet Ihr jemals zurückkehren, dann wisst Ihr wenigstens, dass die Handvoll Jungen, die den Kern des Vaterlandes bildeten, hinweggerafft worden ist.

aus dem Tagebuch von Hein Sietsma

Wir waren zornig und verbittert. Damals hatten wir nicht genug Informationen, um zu verstehen, warum uns die Königin und die gesamte Regierung verlassen hatten. Es dauerte noch einige Zeit, bis wir es begriffen.

Während der fünf Tage, die der Krieg bis zum Sieg der Deutschen dauerte, hatten wir bei der Bank alle Hände voll zu tun. Die Leute wollten ihr Geld abheben, um sich Vorräte an Lebensmitteln und anderen Bedarfsgütern anzulegen. Es ging

alles drunter und drüber. Außerdem gab es in diesen Tagen einige Bombenangriffe – sobald wir die Sirenen hörten, mussten wir sofort in die Luftschutzkeller. Dort herrschte große Enge. Unser Gebiet war nicht das eigentliche Ziel der Luftangriffe, aber während die Flugzeuge kamen, konnten wir dennoch nicht sicher sein, wo sie Bomben abwerfen würden. Als später auch Den Haag angegriffen wurde, war ich nicht mehr dort.

Dann kam der Tag, an dem die Panzer in die Innenstadt rollten. Die deutschen Soldaten marschierten ein, im Stechschritt und mit glänzenden Helmen. Es war entsetzlich. Noch deutlicher als an den Anblick dieser Soldaten erinnere ich mich an die Tränen, die mir und uns allen über das Gesicht liefen. Ein schreckliches, hoffnungsloses Gefühl hatte uns ergriffen. Es schien unwiderruflich so zu sein, dass die Deutschen von nun an über uns herrschten – so lange, bis dieser Albtraum irgendwann und irgendwie wieder aufhören würde.

Ich war wütend auf die Deutschen, die einfach in unser Land eingedrungen waren, und noch dazu auf diese Weise. So wütend, dass ich mir schwor, kein einziges deutsches Wort mehr zu sprechen (obwohl ich Deutsch eigentlich sehr gut beherrschte), solange diese Soldaten in unserem Land waren.

Oft kamen Deutsche nach der Machtübernahme in die Bank, in der ich arbeitete. Dann musste ich sie bedienen. Schon bald begann ich mit meinem persönlichen, etwas trotzigem Widerstand. Ich strickte mir einen Pullover aus orangefarbener Wolle (Orange ist die Farbe der königlichen Familie) und bestickte ihn über und über mit roten, weißen und blauen Blumen (Rot, Weiß und Blau sind die holländischen Nationalfarben). Diesen

Pullover trug ich in der Bank – gut sichtbar für die Deutschen, die vor den Schaltern warteten.

Eines Tages wurde ich zum Prokuristen gerufen. »Ich glaube, es ist besser, wenn Sie nach Hause gehen und sich etwas anderes anziehen«, sagte er mir. Aber dann flüsterte er mir leise zu, dass er den Pullover wunderbar fände.

2. Mai 1941

Neue Anweisung des Reichskommissars. Wir dürfen keine Bilder von lebenden Mitgliedern der Familie von Oranien-Nassau mehr haben und die Farben des Königshauses nicht mehr öffentlich zeigen! Lächerlich! Die Liebe zu unserer königlichen Familie können die doch nicht aus unseren Herzen reißen!

aus dem Tagebuch von Diet Eman

Ein paar Tage nach Kriegsbeginn wurde Hein zusammen mit einem großen Teil unserer gefangenen Truppen nach Gouda gebracht. Ich war sehr erleichtert, als ich schließlich eine Karte von ihm bekam, auf der stand, dass es ihm gut gehe. Aber es war mir kaum möglich, mich über diese gute Nachricht richtig zu freuen, denn gleich zu Beginn des Krieges hatte meine Schwester ihren Verlobten verloren. Angesichts dieses schweren Verlustes – und des Schmerzes meiner Eltern – konnte ich meiner Freude darüber, dass Hein in Sicherheit war, keinen Ausdruck verleihen.

Fanny erfuhr die schreckliche Nachricht von Adriaans Tod sofort, denn sie wohnte zu dem Zeitpunkt in Monster, ganz in der Nähe des Flugplatzes, wo Adriaan erschossen wurde. An dem Freitagmorgen, als die Invasion begann, ging Fanny nicht

zur Arbeit. Sie stieg auf ihr Fahrrad und fuhr nach Den Haag, mitten durch die Frontlinien hindurch. Sie hatte irgendwie erfahren, was mit Adriaan passiert war, und fuhr nach Hause, um es uns zu sagen. Sie war fassungslos.

Von da an herrschte in unserem Haus eine sehr bedrückende Atmosphäre. Adriaans Tod hatte einen Schatten über unser aller Leben geworfen. Fanny und ich schliefen im selben Zimmer, und jede Nacht hörte ich, wie sie weinte. Ich wagte nicht, irgendetwas zu ihr zu sagen, denn ich dachte, ich hätte kein Recht, sie zu trösten. Hein lebte ja noch.

Adriaans Kamerad, der mit ihm zusammen getötet wurde, war das einzige Kind seiner Eltern. Sie waren keine Christen, und nach dem Tod ihres Sohnes besuchten sie spiritistische Sitzungen. Eines Tages sagten sie zu Fanny: »Jedes Mal, wenn wir dort hingehen, haben wir Kontakt mit unserem Sohn. Und weißt du was, Fanny? Auch Adriaan ist uns erschienen, und er hat nach dir gefragt.«

So kam es, dass auch meine Schwester eine Zeit lang mit zu diesen Séancen ging. Ihr Gesicht bekam ein geisterhaftes Aussehen. Die schwarzen Augen lagen tief in ihren Höhlen und stachen auf erschreckende Weise von der blassen Haut ab. Dazu kam noch, dass sie immer mehr abnahm. Ich fand das alles sehr traurig und auch sehr beängstigend. Sie glaubte wirklich, dass sie mit Adriaan sprach.

»Hast du heute Abend irgendetwas Seltsames bemerkt?«, fragte sie mich eines Nachts. »Adriaan war hier. Er kam herein, und sein Geist war hier bei uns in diesem Zimmer.«

Sie ging immer weiter zu diesen Séancen, und wir sahen, wie sehr sie unter all dem litt. Aber wir konnten nichts dagegen

machen. Sie war eine erwachsene Frau. Ich war zwanzig, und sie war achtundzwanzig. Wir versuchten sie daran zu erinnern, dass die Bibel solche spiritistischen Sitzungen verbietet. »Denk an die Hexe von Endor«⁵, sagten wir zu ihr.

Aber sie wollte das nicht hören. »Adriaan hatte immer einen besonderen Namen für mich«, sagte sie, »einen Namen, den er nur benutzte, wenn wir allein waren. Und er hat mich dort, während dieser Sitzung, mit genau diesem Namen angesprochen.«

Als meine Großmutter zu Besuch kam und Fanny sah, war sie sehr erschrocken. »Ihr müsst sie hier wegbringen«, warnte sie meine Mutter, »sonst geht sie zugrunde.«

Mutter erklärte Fanny, sie bräuchte unbedingt einen Tapeetenwechsel, aber Fanny wollte nichts davon wissen.

»Ich werde überhaupt nichts machen. Ich suche mir keine neue Stelle. Ich will überhaupt gar nichts mehr.«

Ich glaube, ihr Nähen hielt sie gefangen. Es war ihr Beruf, und sie konnte es sehr gut. Ihre Hände taten die Arbeit von allein, und während ihre Finger sich mechanisch regten, saß sie da und grübelte, innerlich erstarrt in ihrer Verzweiflung. Sie versteckte sich hinter der einsamen Arbeit ihrer Hände. Wir glaubten, dass es besser für sie wäre, wenn sie andere Aufgaben bekäme.

Schließlich sagte Mutter zu ihr: »Das Beste wäre, wenn du in einem Haushalt leben würdest, in dem die Mutter fehlt, denn du bist eine wunderbare Hausfrau.« Fanny konnte einkochen, putzen und natürlich nähen, und sie liebte Hausarbeit. Wir

5 vgl. 1. Samuel 28

beide waren sehr verschieden, was unsere Ziele und Sehnsüchte betraf. Ihr größter Wunsch war, einen eigenen Haushalt zu führen.

Also suchte Mutter in den Stellenanzeigen der Zeitung nach einem passenden Angebot und fand folgende Annonce: »Witwer sucht Dame, die ihm hilft, seine zwei Kinder im Geist der verstorbenen Mutter großzuziehen.«

Meine Mutter antwortete auf diese Anzeige und schrieb dem Mann, was mit Fanny passiert war. Sie schrieb nichts von den Séancen, sondern nur, dass Fannys Verlobter bei Kriegsbeginn gefallen sei und dass sie eine Veränderung brauche, dass sie aus dem Haus herausmüsse, in dem sie alles auf schmerzhaft Weise an Adriaan erinnere.

So kam Fanny nach Apeldoorn, wo der Witwer lebte, und wurde seine Haushälterin.

Mein Bruder Arjan war seit 1938 in Indonesien stationiert (er starb später in einem japanischen Gefangenenlager), und jetzt hatte auch Fanny das Haus verlassen, in dem wir vor dem Krieg so glücklich miteinander gelebt hatten.

Seit die Deutschen in Den Haag einmarschiert waren, herrschte in unserem Haus wie in der ganzen Stadt eine Atmosphäre des Schweigens und der Angst.

1. Januar 1941

Was wird das neue Jahr uns bringen? Frieden, Freiheit, Wiedersehensfreude? Herr, du weißt es schon. Als wir letztes Jahr um diese Zeit alle zusammensaßen, hätten wir nie gedacht, dass all dies geschehen würde. Aber du wusstest es schon. Und in all dem müssen wir dir danken, denn auf

irgendeine Weise ist es ein Teil deines Planes mit dieser Welt.

Herr, jede Sekunde unseres Lebens ist in deiner Hand. Und es ist gut so. Du wirst dich um unsere Zukunft kümmern, und darum wird es eine gute Zukunft sein. Herr, du siehst Arjan, der durch all diese Ereignisse näher zu dir gefunden hat. Du siehst Hein, wo auch immer er jetzt ist. Du bist bei ihnen.

Du siehst Fanny, für die das alles so schwer ist, und du hast sie nach Apeldoorn geführt. Bitte hilf, dass sie nur zu dir kommt, wenn sie Trost braucht, und dass sie keinen Kontakt mehr zu dieser Erscheinung aus den Séancen sucht. Sie würde den Platz deines Heiligen Geistes einnehmen, und das hätte Adriaan nie gewollt.

Herr, du hast unser Leben bis zum heutigen Tag geführt und hast uns deine Liebe geschenkt. Wir danken dir für all das, was du uns gegeben hast. Wir brauchen dich so sehr. Wir danken dir für das Glück, den Frieden und die Freude, und jetzt auch für unsere Traurigkeit. Gib uns für das kommende Jahr die Gewissheit, dass du uns immer nahe sein und uns hören wirst und dass deine Augen in Liebe auf uns herabsehen werden. Dann können wir dieses neue Jahr mit fröhlichem Herzen beginnen.

aus dem Tagebuch von Diet Eman

DER BEGINN DER BESATZUNGSZEIT



Pfingsten 1941

Etwas anders als das letzte Pfingsten! Damals waren wir mitten im Krieg, und jetzt ist dieser Albtraum vorbei. Trotzdem waren wir dir damals näher, o Gott. Hat es nicht alles dazu gedient, um uns näher zu dir zu ziehen? Wie kommt es, dass wir so bitter geworden sind und dass wir uns schuldig fühlen unter deiner Hand, die schwer auf uns lastet?

Herr, sende dein Licht und deine WAHRHEIT. Wir wussten nie wirklich, was Wahrheit bedeutet, bis jetzt, wo wir von Lügen umgeben sind. Was für eine schreckliche Atmosphäre – und sind wir wirklich Licht in der Finsternis, wie du es uns aufgetragen hast? Ich sehe keinen Unterschied zwischen mir und der Welt. Bin ich auch »von der Welt«? Manchmal habe ich Angst, dass es so ist. Bitte befreie mich davon, o Herr.

aus dem Tagebuch von Diet Eman

Hein wurde schon kurz nach Beginn der Besatzungszeit freigelassen, ebenso wie alle anderen holländischen Soldaten. Sie hatten keinen hohen militärischen Rang, daher waren die Deutschen nicht daran interessiert, sie als Kriegsgefangene zu behalten. Die holländische Armee – oder was davon noch übrig war – wurde schlicht und einfach aufgelöst. Hein kam zurück in sein Büro bei Shell. Dort wurde er in verschiedene Aufgabebereiche eingearbeitet und so dafür vorbereitet, im Ausland zu arbeiten. Das hatten wir beide vorgehabt, bevor der Krieg anfang.

Schon einige Monate nach Beginn der Besatzungszeit erkannten wir, dass es bestimmte Dinge gab, die unbedingt getan wer-

den mussten. Wenn wir Ungerechtigkeiten sahen, hatten wir das Gefühl, dass es nicht richtig war, einfach tatenlos zuzusehen. Aber was konnten wir tun? Inzwischen hatten die Feindseligkeiten gegen die Juden begonnen, und wir fanden, dass es unsere Pflicht sei, irgendetwas dagegen zu unternehmen. Aber es dauerte einige Zeit, bis uns klar war, was wir tun konnten und wann und wie wir es tun konnten.

Die neue Situation brachte für die holländischen Christen von Anfang an Verwirrung und Uneinigkeit. Wie sollten wir uns verhalten? Zweifel, Diskussionen und innere Kämpfe waren in den christlichen Kreisen an der Tagesordnung. Als Jesus auf der Erde lebte, wurde Israel von den Römern regiert, und natürlich wussten wir alle, dass er gesagt hatte: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.« Jesus rief nie zum Widerstand gegen die Römer auf. Unsere Nöte wurden zum Teil durch die Überzeugung verursacht, das, was mit unserem kleinen Land geschah, sei von Gott so vorherbestimmt. Dementsprechend waren einige der Ansicht, dass wir uns nicht in die Geschehnisse einmischen dürften, weil die Besetzung durch die Deutschen Gottes Wille sei. Auch mein Bruder dachte zu Anfang, Widerstand gegen die Deutschen sei nicht mit den Lehren der Bibel zu vereinbaren.

Es gab in Holland eine Bewegung, die die Ansicht vertrat, die Königin könne nicht mehr unser politisches Oberhaupt sein, da sie sich mit der Regierung nach England abgesetzt hatte. Jetzt mussten wir der neuen Obrigkeit gehorchen, die Gott uns gegeben hatte – also den Deutschen. Aber Hein und ich machten uns – wie viele andere – immer wieder klar, dass unsere königliche Familie im Rahmen einer religiösen Zeremonie eingesetzt worden war. »Durch Gottes Gnade«, so hatte es geheißen. Wir

glaubten, dass die Königin nach wie vor unser rechtmäßiges Oberhaupt war und dass wir den Willen Gottes taten, wenn wir ihr gehorchten. Aus diesem Grund arbeiteten wir später, als die Königin uns Holländer dazu aufrief, im Widerstand gegen die Deutschen, auch wenn viele von uns dafür mit dem Leben bezahlten.

Wir gehörten zur Reformierten Kirche, in der viele nach wie vor die Königin als ihr Oberhaupt betrachteten, nicht die Nazi-Marionetten. Andere Kirchen (besonders die, die wir »Schwarzstrumpfkirche« nannten⁶), neigten dazu, es als die ihnen auferlegte Pflicht anzunehmen, sich jeder Obrigkeit unterzuordnen, die Gott über sie gesetzt hatte. Ihre Mitglieder leisteten keinen Widerstand, weil Widerstand gegen die bestehende Regierung ihrer Ansicht nach schlicht und einfach Sünde war.

Wir trafen uns regelmäßig bei Platteel, einem Arbeitskollegen von mir. Er war älter als ich, Mitte dreißig, war verheiratet und hatte zwei kleine Kinder. In seinem Haus beschäftigten wir uns mit der Frage, wie wir mit der neuen politischen Situation umgehen sollten.

In diesen Anfangszeiten wiesen uns Mitglieder der Gruppe um Platteel immer wieder auf Bibelstellen hin, die wir lesen sollten. Ganze Abschnitte der Bibel schrieben sie für uns auf, um uns deutlich zu machen, wie wir uns als Christen verhalten sollten. Platteel gab mir oft Zettel, auf denen Bibelverse standen. Vorher hatte er sie viele Male abgeschrieben, denn damals

6 *Zwarte-kousen kerk* (»Schwarzstrumpfkirche«): konservative Strömung innerhalb des niederländischen (reformierten) Protestantismus

gab es ja noch keine Kopiergeräte. Oft stellte er ganze Listen mit Bibelstellen auf, und es war für uns sehr ermutigend, wenn wir sie erhielten. Solche kleinen Gesten waren wichtig und stärkten unseren Glauben.

Das, was um uns herum geschah, machte uns allen sehr zu schaffen. Hein und ich setzten uns oft zusammen und fragten uns: »Was können wir tun?« Danach sprachen wir dann mit ein paar anderen Leuten aus meiner Bank oder Heins Büro darüber – mit Leuten, die genauso eingestellt waren wie wir.

Die Deutschen hatten alle möglichen Vorschriften erlassen. Man durfte zum Beispiel nicht den britischen Radiosender BBC hören. Natürlich taten es heimlich trotzdem viele. Als Nächstes kam dann die Anordnung: »Alle Radios müssen abgeliefert werden.« Damals war ein Radio so groß wie heute ein Fernseher, und deshalb war es keine einfache Entscheidung, ob man es den Deutschen gab oder nicht. Und die ließen keinen Zweifel daran, dass man ins Gefängnis geworfen werden konnte, wenn man sich weigerte. Viele bekamen es mit der Angst zu tun; wir Holländer waren immer frei gewesen, und es war sehr ungewohnt für uns, vorgeschrieben zu bekommen, was wir machen sollten.

Immer wieder mussten wir dieselbe Frage stellen: »Wollen wir diesen elenden Moffen⁷ gehorchen?« Und immer wieder mussten wir aufs Neue eine Antwort finden. Es gab mutige Menschen, die zu Hause ein Loch in die Wand machten, ein Radio darin versteckten und dann ein Bild oder einen Spiegel darüber hängten.

7 *Moffen*: vor dem Krieg ein Spitzname für die Deutschen; während der Besatzungszeit wurde es zu einem Schimpfwort (Anmerkung des Übersetzers)

Jeden Abend um acht sendete die BBC Nachrichten über den Krieg und zu anderen Themen. Wenn man an einer belebten Straße wohnte, machte ein Familienmitglied um diese Uhrzeit einen Spaziergang oder führte den Hund aus, um sicherzugehen, dass kein Spion in der Nähe war. Schon damals gab es holländische Spitzel, die Geld verdienten, indem sie ihre eigenen Landsleute verrieten. Damit war die Lage gefährlich geworden: Der Untergrund kämpfte gegen die holländischen Kollaborateure.

Die Deutschen erließen ständig irgendwelche neuen Gesetze und Verbote. Das, was sie uns über die politische und militärische Entwicklung mitteilten, war so einseitig, dass wir davon ausgehen mussten, dass es schlichtweg falsch war. Die BBC bot uns die einzige Möglichkeit, zuverlässige Informationen zu erhalten. Sehr viele Holländer hatten sich von den Deutschen einschüchtern lassen und ihre Radios abgegeben. Daher hatten die meisten von ihnen keine Möglichkeit mehr, die richtigen Nachrichten, die Nachrichten aus England, zu hören. Unser erster konkreter Schritt des Ungehorsams musste also darin bestehen, die BBC-Nachrichten zu hören, mitzustenografieren und sie dann abzutippen und zu verbreiten.

So fingen damals die meisten Widerstandsgruppen an. Wenn man dabei erwischt wurde, wanderte man natürlich ins Gefängnis, aber wir taten es trotzdem.

In Den Haag waren wir bald auf Schritt und Tritt von Deutschen umgeben. Sie waren überall, marschierten auf und ab und standen an den Straßenecken herum. Sogar am Arbeitsplatz musste man aufpassen, was man sagte. Es gab eine Menge Holländer, die deutschfreundlich waren, sogar einige, von denen man das nie erwartet hätte.

Es tat mir sehr weh, dass meine beiden Freundinnen Betty und Annie, mit denen ich über *sloten* gesprungen und auf Bäume geklettert war und mit denen ich so viel gemeinsam hatte, nicht einen Augenblick an Widerstand dachten. Mein Bruder Albert war mit Annie befreundet, und die Mädchen gingen bei uns ein und aus. Bettys Freund Paul wohnte in unserer Straße, und auch dessen Schwester Jopie war oft bei uns. Wir waren alle im selben Alter und bildeten eine Art Clique, den »Malakka-Klub«. Unsere Straße hieß nämlich nach einer Stadt in Malaysia Malakkastraße. Wir trafen uns jeden Samstag, und wir waren ein ziemlich bunter Haufen. Annie, Betty und Daniel (Annies Bruder) waren Mitglieder der Reformierten Kirche, ebenso wie Albert (ein weiterer Freund) und ich. Alle anderen gehörten verschiedenen Glaubensrichtungen an. Es gab sogar zwei Brüder, die konfessionslos waren, Stan und Henk van Eekelen.

Einer der beiden wurde später ein fanatischer Kommunist, der andere ausgerechnet ein fanatischer Nazi. Zwei Brüder im selben Haus mit zwei völlig entgegengesetzten Weltanschauungen!

Schon vor dem Krieg hatten meine Eltern sonntags oft holländische Soldaten zu Besuch. Wir lebten in der Nähe einer Kaserne, und es gab immer Soldaten, die zu uns kamen, um bei uns zu essen, Harmonium zu spielen und zu singen. Meine Eltern hielten das für eine gute Möglichkeit, »unsere Jungs« zu unterstützen.

Annies Eltern luden nie jemanden aus der Kaserne in ihr Haus ein. Sie gehörten derselben Kirche an wie wir, aber sie hatten sechs Kinder, und sie sagten immer: »Wir haben einfach zu viel zu tun. Wir können das nicht auch noch.« Wir akzeptierten ihre Entscheidung. Abgesehen davon war diese Familie unserer sehr

ähnlich. Annies Vater hatte sogar denselben Beruf wie meiner, sie waren sozusagen Kollegen und Konkurrenten. Sonntags nach dem Gottesdienst kamen die Mädchen zu uns nach Hause, und wir vertrieben uns die Zeit mit Tischtennis und *sjoelbak* (einer Art Billard), oder wir spielten vierhändig Klavier.

Aber als ich einige Wochen nach Kriegsbeginn an einem Sonntag in ihr Haus kam, hing ein Porträt von Hitler über dem Klavier. Außerdem waren deutsche Soldaten zu Besuch. Annies Familie tat für die Deutschen dasselbe, was wir vor dem Krieg für unsere holländischen Soldaten getan hatten. Jetzt, nach der Besetzung, konnten sie es plötzlich – für den Feind!

Damals hatte ich an meinem Fahrrad eine kleine blau-weiß-rote Fahne angebracht. Jeden Abend, wenn ich von der Bank nach Hause fuhr, flatterte dieses patriotische Fähnchen hinter mir her. Eines Tages riss Annies Bruder Daniel es von meinem Fahrrad. Ich war so verletzt, dass ich der Familie einen Brief schrieb. »Solange dieses Bild da hängt« – ich meinte das Hitler-Porträt –, »setze ich keinen Fuß mehr in euer Haus.« Ich schrieb ihnen, wie enttäuscht ich von ihnen war. »Ihr hattet keinen Platz für die holländischen Soldaten, die ihr Leben für unser Land gegeben haben. Aber diese Eindringlinge nehmt ihr mit offenen Armen auf.«

Juli 1941

Liebe Betty, liebe Annie,
manchmal möchte ich so gerne wissen, wie es euch geht.
Manchmal habe ich solche Sehnsucht nach euch beiden.
Vor allem, wenn ich mir unsere Urlaubsfotos ansehe. Dann
kann ich es kaum ertragen, dass jetzt alles so anders gewor-

den ist zwischen uns. Ihr wart so wichtig für mich, und ich hatte euch alle beide so lieb, sogar lieber als Fanny. Annie, du spielst wahrscheinlich immer noch viel Klavier, oder? Und was macht Betty? Es kommt mir so vor, als wären wir uns völlig fremd geworden. Nel, Brams Freundin, lacht und bewegt sich manchmal auf eine Weise, dass ich denke: »An wen erinnert sie mich bloß? Irgendjemand macht das genauso wie sie.« Jetzt weiß ich es, Betty. Sie erinnert mich an dich. Wenn du jemanden geneckt hast, hast du genauso gelacht wie Nel.

War es falsch von mir, den Kontakt zu euch abzubrechen? Wäre es meine Aufgabe gewesen, unsere Freundschaft aufrechtzuerhalten? War es falsch, dass ich euer Haus nicht mehr betreten habe – auch deswegen, weil ich nicht als Verräterin gelten wollte? Ich habe darüber mit meinem »Beichtvater« gesprochen [einem Mann mit dem Decknamen »Taverne«, der später zu meinen Schützlingen gehörte], und er hat gesagt: »Das Licht soll keine Gemeinschaft mit der Finsternis haben.«⁸

Ich wünschte, ich wäre ein Licht, aber ich bin nur ein kleines flackerndes Flämmchen. Ich bin so froh, dass Nel jetzt in mein Leben gekommen ist. Ich kenne sie noch gar nicht richtig, aber ich habe das Gefühl, dass sie mir etwas ersetzen kann, das ich verloren habe, als ich euch verlor.

aus dem Tagebuch von Diet Eman

8 vgl. 2. Korinther 6,14

Bis heute verstehe ich nicht, was eigentlich in ihren Köpfen vorgeht. Diese Familie war unserer so ähnlich – derselbe Glaube, derselbe Beruf, derselbe Lebensstil. Vielleicht habe ich diese Menschen nie wirklich gekannt. Im Grunde hatte unsere Beziehung nur darin bestanden, dass wir gemeinsam etwas unternahmen, was uns Spaß machte. Wir sprachen nie über etwas Wichtiges, wie zum Beispiel Politik. Wir sprachen überhaupt nicht über irgendein ernstes Thema. Wahrscheinlich kannte ich sie nur oberflächlich. Aber vielleicht gab es noch andere Gründe dafür, dass wir uns so weit voneinander entfernt hatten. Diese Mädchen waren meine besten Freundinnen gewesen, und es machte mich sehr traurig, dass jetzt alles so anders war.

Hein, ich und die anderen, die sich bei Platteel trafen, waren davon überzeugt, dass das, was wir taten, richtig war – sowohl vor unserem Gewissen als auch vor Gott. Wir hatten keinen Zweifel daran, dass die Dinge, die in unserem Land geschahen, nicht in Ordnung waren. Aber es war schwer für uns herauszufinden, was wir tun konnten. Und womit sollten wir anfangen? Damals hatten die Deutschen in Holland noch nicht mit der systematischen Judenverfolgung begonnen. Wir waren nur aufgebracht über die zahllosen neuen Gesetze und Vorschriften – dass man kein Radio mehr haben durfte, dies und jenes nicht mehr hören sollte, Kupfer, Messing und andere Metalle abzuliefern hatte ... Regeln ohne Ende. Wir Holländer waren so etwas nicht gewöhnt.

7. Juli 1941

Ich habe lange nichts mehr in mein Tagebuch geschrieben. Inzwischen ist viel passiert. Vor zwei Wochen ist Russland

in den Krieg eingetreten. Wir müssen alles abliefern, was aus Metall ist. Die politischen Parteien werden aufgelöst, und ihr gesamtes Vermögen wird eingezogen. Viele von der A. R.⁹ sind verhaftet worden, und was das Schlimmste ist, WIR GEWÖHNEN UNS SCHON DARAN.

Außerdem vergesse ich immer, dass all dies mit Gottes Erlaubnis geschieht. Ich starre auf das Unrecht, unter dem unser Volk jetzt leidet, aber ich vergesse, dass du deine Gerichte über diese Erde bringst, weil das in deinen Augen notwendig ist – sonst wäre es nicht geschehen.

Hilf mir zu sehen, dass du derjenige bist, der alles in seiner starken Hand hält und der seine Pläne ausführt. Lass mich in dieser Gewissheit wieder fröhlich werden, und bewahre mich davor, so viele Dinge zu sagen, die dir nicht gefallen.

»Setze, HERR, meinem Mund eine Wache, behüte die Tür meiner Lippen!«¹⁰

aus dem Tagebuch von Diet Eman

Die Deutschen gaben ihre Vorschriften in den Zeitungen und im Rundfunk bekannt. In den Zügen brachten sie Schilder an mit der Aufschrift: »Vorsicht bei Gesprächen! Feind hört mit!« Der Feind waren natürlich wir, und sie erinnerten ihre Soldaten daran, in Anwesenheit von Holländern nicht über militärische Dinge zu reden. Dann begannen sie damit, ganze Zugwaggons

9 *Anti-Revolutionaire Partij* (A. R.): politische Partei, die im Parlament vertreten war und deren Mitglieder vor allem der Reformierten Kirche angehörten; später ging die Partei im heutigen CDA (*Christen-Democratisch Appèl*) auf (Anmerkung des Übersetzers)

10 Psalm 141,3

für sich in Anspruch zu nehmen. Damals hatten in Holland nur die ganz Reichen ein Auto, und Benzin war sehr schwer zu bekommen. Daher war die Eisenbahn das Haupttransportmittel. Natürlich hatten wir alle Fahrräder, aber für größere Entfernungen waren wir doch auf Züge angewiesen. Wenn nun ein Zug zum Beispiel aus sechs Waggons bestand, wurden zwei davon für die Deutschen reserviert. Sie hängten große Schilder auf, auf denen stand: »Nur für Wehrmacht«. Die reservierten Waggons waren meist so gut wie leer, und die Holländer mussten sich dann in die restlichen Wagen quetschen.

Einmal wurde ich in einem Zug ohnmächtig, aber ich fiel nicht hin, weil zu viele Leute um mich herum standen. Ich blieb einfach zwischen ihnen hängen. Hein sah, wie ich ohnmächtig wurde, aber er stand so weit von mir entfernt, dass er nicht durch die Menge hindurchkam. Man war damals froh, wenn man überhaupt einen Zug bekam, egal ob man im selben Abteil fahren konnte oder nicht. Wir arbeiteten zu der Zeit schon im Untergrund und waren auf dem Weg nach Nijkerk. Der Zug hielt für zwei Minuten in Voorburg. Ich war kurz nach unserer Abfahrt aus Den Haag ohnmächtig geworden, und als jetzt die Türen aufgingen, schoben mich die Leute einfach nach draußen auf den Bahnsteig. Die Türen schlossen sich wieder, und der Zug fuhr ohne mich weiter. Hein konnte nicht zu mir hinkommen. Er sah mich auf dem Bahnsteig liegen, aber er konnte nicht aussteigen, weil er zwischen all den Leuten eingeklemt war. Er musste bis nach Utrecht mitfahren, und ich blieb in Voorburg auf dem Bahnhof liegen.

Es machte mich richtig wütend, dass die Deutschen so viel Platz in unseren Zügen beanspruchten, vor allem später,

als ich viel für den Widerstand unterwegs war und in diesen vollgestopften Zügen reisen musste. Einmal marschierte ich einfach schnurstracks in so einen leeren Waggon. Die Aufschrift »Nur für Wehrmacht« war von innen auf ein Fenster geklebt. Ich stellte mich mit dem Rücken zum Fenster und riss das Papier einfach ab. Sofort füllte sich der Waggon mit Holländern. Wenigstens dieses eine Mal hatten wir einen Extra-Waggon.

Einer meiner Kollegen, Herr Gitz, ein leitender Angestellter in unserer Bank, ließ mir gegenüber öfters Bemerkungen über die politische Entwicklung fallen. »Ich habe gehört, dass es Leute gibt, die diese Juden aufnehmen und verstecken«, sagte er mir eines Tages in einem entrüsteten Ton. Damals passierte so etwas aber noch nicht sehr oft. Es gab zwar schon *onderduikers*, Leute, die untertauchten und einen falschen Namen annahmen. Aber solche *onderduikers* zu verstecken, war noch etwas ziemlich Neues. Gitz und ich hatten bei der Bank viel miteinander zu tun. »Wissen Sie, dass es Leute gibt, die für den Widerstand arbeiten und dann irgendwann untertauchen müssen?«, fragte er mich einmal, scheinbar ganz nebenbei.

»Ja, hab ich auch schon gehört«, antwortete ich in demselben gleichgültigen Tonfall.

Immer wieder versuchte er auf diese Weise herauszufinden, welche Einstellung ich zur aktuellen Situation hatte. Ich war ihm gegenüber immer sehr vorsichtig, obwohl er mir später Informationen über Leute gab, die im Untergrund und anderen Organisationen arbeiteten. Gitz half mir in einer sehr unauffälligen Art, in die Untergrundarbeit einzusteigen. Es war nicht

einfach, mit Leuten zu sprechen, die man nicht wirklich gut kannte. Dem Falschen zu vertrauen, konnte unter Umständen einen sehr hohen Preis kosten.

Wenn unsere Bewegung wachsen und effektiv sein sollte, war es unbedingt erforderlich, mit anderen Hand in Hand zu arbeiten. Ein Onkel von mir, ein Bruder meiner Mutter, arbeitete in Den Haag für den Widerstand und nahm Verbindung mit uns auf. Er war Drucker, und das war ein Glück für uns, denn er konnte heimlich Dinge für uns drucken, die wir dringend brauchten.

Als wir mit der wirklich gefährlichen Arbeit anfangen – das heißt, als wir anfangen, Juden zu verstecken –, erzählte mir Herman, ein Jude, der auch in unserer Bank arbeitete, von seinem Onkel Frits. Er setzte sich sehr für den Widerstand ein und hatte viele verschiedene Aufgaben übernommen. »Möchtest du ihn kennenlernen?«, fragte Herman mich. Dieser Onkel Frits war selbst kein Jude, aber er war mit einer Jüdin verheiratet, mit Lena, der Schwester von Hermans Mutter. Weil seine Frau, seine Kinder und alle Verwandten seiner Frau als Juden in Gefahr waren, engagierte er sich sehr im Widerstand. Er hatte ein starkes Empfinden für Recht und Unrecht.

Frits begann, viel mit uns zusammen zu machen, und besuchte auch die Treffen bei Platteel. Durch ihn lernten wir unter anderem auch einen Buchhalter und seine Frau Jenny kennen. Sie war Hausfrau und setzte sich sehr in der Untergrundarbeit ein. Die Widerstandsbewegung in Den Haag wuchs schnell, und bald gab es sehr viel für uns zu tun.

Als offensichtlich wurde, dass die Nazis begannen, Juden zu verfolgen, wussten wir, was unsere Aufgabe war. Bis dahin hat-

ten wir mehr oder weniger im Dunkeln getappt und uns immer wieder gefragt, was wir eigentlich tun sollten. Nun war es uns klar. Wir mussten Verstecke für die verfolgten Juden suchen – so viele wie möglich.

Wir nannten uns »Gruppe HEIN«; dieser Name hatte aber nichts mit meinem Verlobten zu tun. Er war aus den Anfangsbuchstaben des Satzes »*Help Elkander in Nood*« (»Helft einander in Not«) zusammengesetzt. Hein war einer der beiden Leiter. Der andere war Ab van Meerveld, ein alter Freund aus seinem Heimatdorf.

Bis dahin hatten wir überhaupt noch nicht über einen Namen nachgedacht; unsere Aktivitäten waren zu begrenzt. Wir verbreiteten anfänglich nur die Nachrichten der BBC und versuchten, Leute nach England zu bringen. Kleine Dinge, wie es schien, durch unscheinbare Menschen getan. Aber dann begann unsere Arbeit zu wachsen, und andere kleine Gruppen entstanden. Der Widerstand – das waren einfach Menschen, die nicht mit dem einverstanden waren, was während der Besetzung durch die Deutschen geschah.

Das Klima um uns herum war von Angst und Misstrauen geprägt. Junge Männer konnten jederzeit auf der Straße angehalten und zur Arbeit nach Deutschland abkommandiert werden. Die deutschen Männer waren als Besatzungssoldaten über ganz Europa verstreut, in ihrer Heimat waren fast nur noch Jungen unter vierzehn und alte Männer zurückgeblieben. Zum Ausgleich wurden leistungsfähige Männer aus den von Hitler besetzten Ländern als Arbeitskräfte nach Deutschland geschickt. Zuerst war das ein Angebot, das man nutzen konnte – später wurde Zwangsarbeit daraus. Die Männer arbeiteten in

Fabriken, und das wurde sehr gefährlich, als die Alliierten¹¹ in den Krieg eingriffen, denn gerade Fabriken waren oft das Ziel ihrer Bombenangriffe. Es gab nur wenige Holländer, die nach Deutschland gehen wollten, um dem Feind zu helfen. Daher mussten wir bald auch für *onderduikers* nach geeigneten Verstecken suchen.

Königin Wilhelmina gab in dieser Situation per Rundfunk holländischen Männern den dringenden Rat, auf keinen Fall nach Deutschland zu gehen. Wieder einmal, so wie damals, als es um die Konfiszierung der Radios ging, mussten wir eine schwierige Entscheidung treffen. Heute weiß ich, dass viel mehr Menschen, als ich annahm, einfach große Angst hatten. Deshalb befolgten sie selbst die absurdesten Vorschriften der Deutschen.

Ein Teil der Männer ging nach Deutschland, aber viele tauchten in Holland unter. Sie arbeiteten auf Bauernhöfen oder taten, was ihnen in ihrer Situation sonst noch möglich war; manche arbeiteten im Untergrund. Keiner von ihnen hätte im Entferntesten daran gedacht, dass der Krieg fünf Jahre dauern würde. Zu Anfang konnten wir uns nicht einmal vorstellen, dass er länger als ein Jahr dauern könnte. *In unserer modernen Zeit wird man mit einem solchen Rückschritt in die Barbarei schnell fertigwerden*, glaubten wir. Wir waren davon überzeugt, dass Amerika in den Krieg eingreifen und uns befreien würde. Aber wir waren nicht sehr gut über die internationale politische Situation informiert und hatten keine Ahnung, dass es in Amerika eine starke Antikriegsbewegung gab. Amerika war in unseren Augen das große

11 *Alliierte* (hier): die im Zweiten Weltkrieg gegen Deutschland verbündeten Staaten (im Wesentlichen die USA, Großbritannien und Russland)